

NIX PASSIERT

ROMAN KATHRIN
WESSLING

vulstein 

nicht sehen. Ich will nichts davon sehen. Wenn ich ehrlich bin, wäre es mir am liebsten, wenn sie nicht mehr existieren würde oder wenigstens in einem anderen Land wäre. Dann müsste ich mich nicht zu Hause einsperren und hätte nicht ständig diese diffuse Angst, ihr zu begegnen. Ich weiß nicht einmal, wovor ich da genau Angst habe. Es ist ja nicht so, als wäre sie eine Königskobra und jede Begegnung mit ihr potenziell lebensgefährlich. Andererseits wäre mir jede noch so eklige Schlange gerade lieber als sie. Denn weil ich ständig Angst davor habe, schleiche ich immer nur kurz vor Ladenschluss aus dem Haus, renne durch den Supermarkt, schmeiße irgendwas in meinen Korb, Hauptsache schnell wieder nach Hause, dahin, wo es sicher ist, ins Camp Alexander. Weil ich nicht schaue, was sie bei Facebook oder Instagram so treibt, weiß ich eben auch nicht, wo sie gerade ist und was sie macht. Aber mir ist ein Überraschungsangriff immer noch lieber, als das Kopfgeficke, wenn ich sehe, wie viel Fun sie jetzt ohne mich hat. Seit wann benutze ich Kriegsmetaphern? Seit wann ist das alles so eine unglaubliche Katastrophe? Und wann hört das auf?

Ich schreibe Daniel und frage ihn, ob er sich mit mir betrinkt. Er antwortet sofort und sagt: »Klar, bin in Kreuzberg, komm rum«, und ich bin genervt. »Das geht nicht, Daniel, da arbeitet die, die könnte da rumlaufen mit ihrem neuen Freund.« Daniel fragt, woher ich wissen würde, dass sie einen neuen Freund hat. Ich sage wahrheitsgemäß, dass ich das nur vermuten würde. Dann frage ich mich augenblicklich, ob die Frage so gemeint war, dass Daniel schon weiß, dass Jenny eine neue Beziehung hat und nur nachhören wollte, woher ich es erfahren habe. Es ist Zeit für eine Sprachnachricht, denn wenn man Liebeskummer hat, darf man sogar Sprachnachrichten verschicken.

»Ey Daniel, ohne Scheiß, sag mir bitte nicht, dass du der noch bei Insta folgst. Und jetzt Sachen weißt, die ich nicht weiß.«

Er antwortet: »lol«.

Neue Sprachnachricht: »Alter, willst du mich verarschen, folgst du der oder nicht?«

Daniel: »Nein. Glaub nicht.«

Ich starre mein Telefon an und bin neidisch. Er glaubt nicht. Ich wünsche mir so sehr, dass ich er sein könnte. Dass Jenny mir so egal sein könnte, dass ich nicht mal WEIß, ob ich ihr noch folge. Ich hasse Daniel. Ich hasse Jenny. Ich hasse Social Media.

Neue Sprachnachricht: »Ich kann das wirklich nicht. Also alles. Bitte entfolge der und bitte komm in den Wedding, ich kann hier nicht weg, sie kann überall sein, in der ganzen verdammten Stadt kann die sein, ich will die nicht sehen.«

Daniel: »Alter.«

Daniel: »Seriously?«

Daniel: »Seit drei Wochen hängen wir nur bei dir ab, weil du dich weigerst, deinen Stadtteil zu verlassen. Komm klar. Dann Bier.«

Daniel: »IN KREUZBERG.«

#5

»Du bist hier immer willkommen!«, sagt meine Mutter am Telefon, während ich meine Lippe blutig beiße, damit ich nicht weine. Nachdem meine Eltern seit zwei Wochen erfolglos versucht haben, mich zu erreichen, musste ich sie so langsam endlich mal zurückrufen und ihnen eine Ausrede auftischen. Also hielt ich mir die Nase zu und sagte, ich hätte Grippe gehabt. Schlimme Grippe, fast gestorben quasi, auf jeden Fall nicht in der Lage gewesen, auch nur ans Telefon zu gehen, knapp überlebt, puh! Meine Mutter glaubte mir kein Wort, aber was soll sie machen, die fünfhundert Kilometer zwischen uns sind wie eine warme Welle, auf der all meine Lügen dahinsurfen, langsam, gemächlich, ich schaue ihnen dabei zu, hey, na Jungs, wie geht's euch da draußen? Gerade habe ich vorsichtig gefragt, ob sie nicht Lust auf Besuch hätten.

Denn Daniel hat recht: Ich lebe wie ein Terrorist im Untergrund, weil die Jenny-Kobra überall lauern könnte. Wäre ich ein Prepper, ich hätte mich wahrscheinlich seit vier Wochen zu Hause verbarrikadiert. Aber weil ich erstens kein Geld habe und zweitens krankgeschrieben bin (Danke, Dr. Holiday-Hausarzt für vier Wochen!), kann ich nicht einfach nach Spanien fliegen und mich weinend an den Strand legen. Also bleiben nur meine Eltern. Das Problem ist nur: Sie wissen noch immer nichts von der Trennung. Also muss ich ihnen das als Besuch bei der lieben Familie verkaufen. Meine Mutter ist skeptisch.

»Und was willst du dann hier die drei Wochen machen?«, fragt sie so, als wollte ich ein geheimes Methlabor in ihrem Wohnzimmer einrichten.

»Zeit mit euch verbringen!«, sage ich so fröhlich ich kann, obwohl allen Beteiligten klar ist, dass sich das sowieso bei einem Besuch nicht vermeiden lässt und also implizit ist und zweitens, dass wir noch nie so richtig gut im Zeit-miteinander-Verbringen waren, weil wir uns wie jede anständige Familie im Grunde nicht leiden können, aber eben verwandt sind, was uns dazu zwingt, regelmäßig so zu tun, als würden wir uns

dafür interessieren, was der andere sagt, denkt und macht. Vielleicht übertreibe ich auch ein bisschen, denn meine Eltern sind eigentlich sehr nett. Bloß haben wir uns eben nichts zu sagen. Mein Leben in Berlin ist für sie eigentlich gar nicht so weit weg von einem Methlabor in ihrem Wohnzimmer, denn bei ihrem ersten und einzigen Besuch in meiner Wohnung mussten sie über Harry, den Hausjunkie steigen, der sich gerade eingepisst hatte und meine Mutter musste ein bisschen würgen und mein Vater fragte, ob ich nicht mal den Krankenwagen rufen wolle und ich sagte, nein, nein, Harry schläft immer bei uns im Hausflur, so lange er sein Blech wegräumt, ist das okay für alle, keine Sorge. Seitdem denken meine Eltern, dass ganz Berlin etwas ist, was man bei RTL 2 in einer dieser »Reportagen« als Stadt sieht, die quasi ein einziger, großer »Brennpunkt« ist und ich ständig kurz davor bin, erschossen zu werden oder ausgeraubt oder drogenabhängig.

»Aber hier kann man doch nichts unternehmen«, sagt meine Mutter und ich zweifle einen Augenblick an meinem Vorhaben, denn da hat sie leider recht.

Das Haus meiner Eltern liegt in einem alten Teil der Kleinstadt, in der ich aufgewachsen bin. Dieser Teil befindet sich trotzdem am äußeren Rand der kleinen Gemeinde, aber weil dahinter nur noch Wald und Sumpf ist, hat sich die Stadt in diese Richtung nicht weiter ausgedehnt. Durch die Lage am Wald entsteht der Eindruck, man befände sich nicht in einer kleinen Stadt, sondern irgendwo auf dem Land, was eigentlich auch gar nicht so falsch ist, denn dass Braus offiziell eine Kleinstadt ist und nicht bloß ein Dorf, das hat es ausschließlich der Tatsache zu verdanken, dass dort gerade einmal viertausend Menschen zu viel leben, als dass es noch Dorf genannt werden dürfte. Braus hat nicht einmal zehntausend Einwohner, liegt aber so nah an der Autobahn, dass sie es irgendwie geschafft hat, dass nicht alle Jungen sofort wegziehen und nur die Alten bleiben. Es gibt ein Gymnasium und eine Berufsschule und sehr viele Discounter und eine Spielothek, nein: sehr viele Spielotheken.

Es gibt Gaststätten und Schankwirtschaften und es gibt einen historischen Marktplatz, in dessen Mitte sich eine gigantische Stein-Statue des Stadtvaters Christoph Braus befindet, die seit jeher für viel Amüsement sorgt, weil Christoph Braus einen Gegenstand, der wohl ein Stab sein soll, hält, als sei es sein eigener Penis. Mit beiden Händen umklammert er etwas, das waagrecht von ihm absteht und viel zu lang und dünn für einen menschlichen Penis wäre, aber trotzdem ein wenig verfänglich aussieht. Es handelt sich dabei übrigens eigentlich um den Stab, den er in den Boden rammte,

damals vor gefühlt einer Million Jahren, und dabei sprach: »Hier werden wir siedeln!« Tolle Geschichte, höchstwahrscheinlich ausgedacht, weil es keine Belege gibt und jene, die existieren, beginnen, als schon gesiedelt wurde, aber eine Stadt ohne Gründungsmythos ist irgendwie peinlich, da nimmt man eben, was man sich ausdenken kann und so ein Stab und so ein Spruch, das klingt doch nach was.

Es gibt außerdem sehr viele Kindergärten, weil die Menschen in Braus sehr viele Kinder kriegen, von denen die meisten dann irgendwann wegziehen. Deshalb stehen ebenfalls sehr viele Altenheime über die Stadt verteilt so herum in all ihrer Tristesse – und es werden immer mehr. Weil man die ganze traurige Angelegenheit von Altenheimen, die ja eigentlich Sterbeheime sind, wenn man mal ehrlich ist, irgendwie von außen nicht sehen soll, malt man die billig hochgezogenen Neubauten fast immer mit irgendeiner schrecklichen Farbe an, wie Gelb zum Beispiel. Oder man lässt die Maler Aphorismen auf die Häuserwände schreiben (Hesse oder so), die allesamt aussagen, dass Altsein vor allem Weisesein bedeutet und super ist und gar nicht schrecklich und Altenheime Orte voller Sonnenschein und lieber Menschen sind, die alle wirklich nur das Beste wollen für dich und dein Alzheimer. Ein wenig ist es mit den Heimen wie mit den Friseuren: Man fragt sich, ob so wenige Menschen wirklich so viele Friseure brauchen, aber am Ende ist dort immer was los. Zumindest vermute ich das, denn als ich das letzte Mal vor fünf Jahren meinen einzig verbliebenen und nun toten Großvater im Heim besucht hatte, wirkte eben dieses nicht gerade schlecht gefüllt. Mein Opa machte deshalb dann auch relativ schnell das Zimmer frei, wie meine Tante Susanne es ausdrückte, und danach musste ich zum Glück nie wieder so einen Bau von innen sehen, denn noch deprimierender als das Industriegelände der Stadt ist nur das Altenheim, das dort steht.

Braus ist so wenig katholisch, dass es nur ein paar Kirchen gibt, aber das macht nichts, denn dafür gibt es ja die große Brauerei. Hier huldigt man sowieso lieber dem Bier, als irgendeinem Gott, der auch nichts mehr daran ändern könnte, dass die Brauser sich sehr wohl darüber im Klaren sind, dass ihre Stadt völlig bedeutungslos ist. Man kennt das Bier, das dort gebraut wird, aber dass *Braus Bräu* den Namen dieser Kleinstadt trägt, das wissen nur wenige. Würde man versuchen, diesen Ort mit einem Adjektiv zu beschreiben, so fiel einem wohl einfach lediglich das Wort »durchschnittlich« ein, denn Braus ist derart langweilig und charakterlos, dass das Einzige, das überdurchschnittlich